

4. Von Angesicht zu Angesicht mit geflüchteten Menschen

Historische Kontinuitäten eines kollektiven Ungerechtigkeitserlebens

People are trapped in history and history is trapped in them.

James Baldwin, »Stranger in the Village«, 119

Die [Menschen aus Westdeutschland] haben uns ausgeblutet, die haben uns alles [etwa Berufsbiografien, Arbeitsstätten] wieder [mit und nach der Wende] zerstört. Nach dem Krieg hat Ostdeutschland die Reparationsleistungen an Russland geleistet, die haben hier jede Schiene [ausgegraben], [...] die sind nach Russland gegangen, die haben sie dort eingeschmolzen, Stahl zu neuen Sachen, die haben uns alles genommen nach dem Krieg, wir hatten keinen Marshallplan wie der Westen. Wir mussten uns da schon selbst helfen, von unserem sogenannten großen Bruder Sowjetunion konnten wir ja nichts erwarten, die hatten ja selber nichts, die waren ja selber im Krieg kaputt gewesen. So und jetzt, das ist das [die Erinnerung an die »Zerstörung«, das »Ausbluten« mit der Wende], was die Menschen auch jetzt seit 2015 in ihrer Wut und dem Hass [gegenüber der Zuwanderungspolitik und/oder Geflüchteten] alles drin haben. Und jetzt kommen, jetzt machen wir [DDR-Gesellschaft] eine friedliche Revolution, WIR, nicht die Wesis, Deutschland wird einig und jetzt [post 2015] erlauben die [Westdeutschen] sich zu sagen, was wir zu tun haben [etwa Willkommenskultur]? Also es ist hier wirklich eine, also Menschen sind hier verletzt worden ohne Ende, bis heute noch. Die haben sich einfach erlaubt, sich uns überzustülpen [...].

Doris Jung, Altenpflegefachkraft, 62 Jahre

Nicht ausreichend dargestellte, unausgesprochene oder auch nicht gehörte Vergangenheiten und Verletzungen werfen einen langen Schatten auf das Zukünftige: Die Gegenwart. In individuellen Erinnerungen, wie denen von Doris Jung, und dem kollektiven Gedächtnis der Menschen bleiben sie lebendig. Sie wirken nach; sind wir als Individuen doch immer schon »als Beobachter, Akteure oder Opfer [...] in die übergeordnete Dynamik geschichtlicher Prozesse eingebunden« (Assmann 2018: 26). So war es die erinnerte und erlebte Erfahrung der Wiedervereinigung Deutschlands, die in den Gesprächen zur Zusammenarbeit mit als migrantisch gelesenen Pflegekräften in der Gegenwart wie der

bekannte Phönix aus der Asche erschien und damit – wenn auch zunächst subtil und unkenntlich – Vergangenheit und Gegenwart wieder aneinanderband. Die Dialoge, die ich im Rahmen dieser Forschungsarbeit führte, glitten zurück in das Jahr 1990 und zu der Schilderung des Wendeerlebens, den Nachwendejahren und den – so empfundenen – *erlittenen Ungerechtigkeiten*. Diese Erzählungen können als wirkmächtige Voraussetzung und un/bewusste Bewertungsfolie für die individuelle, aber auch kollektive Interpretation heutigen Fluchtzuwanderungsgeschehens verstanden werden.

Aus der vorangestellten Erinnerung von Doris Jung geht hervor, dass vor dem Hintergrund des Zuwanderungsgeschehens post 2015 vermeintlich vergangene – unterdrückte – Affekte in Bezug auf die Wiedervereinigung wieder an die Oberfläche des Bewusstseins streben. In der Retrospektive auf die Wende beurteilt sie ihr damaliges berufliches Leben und das Leben der Gesellschaft als zerstört, fremdbestimmt und benutzt. Sie empfindet es zudem als wieder zerstört in Anbetracht einer vorangegangenen gemeinschaftlichen – das kollektivbeschwörende »wir« und »uns« ist hier bemerkenswert – ostdeutschen Aufbauarbeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und den Reparationsleistungen an »*den großen Bruder Sowjetunion*«. In Relation zu dem – von ihr so empfundenen – das Leben vereinfachenden Marshallplan für die damalige BRD waren die Samen für ihr Ungerechtigkeitserleben folglich früh gesät. Mit der wieder aufkommen den und erneut ungerechtigkeitsbelasteten Retrospektive auf den Beitritt und den ›Westen‹ – etwas übergestülpt bekommen zu haben – ist Doris Jung nicht allein.¹ Auch die 59-jährige Pflegedienstleiterin Manuela Vierstück bebildert in den Gesprächen zur Zusammenarbeit mit migrantischen Pflegekräften ihre Empfindungen zur Wiedervereinigung als einschneidend: »[D]as war ja so, dass sofort dieser Westen überkam [...], dass [man] sozusagen [...] vergewaltigt wurde, mehr oder weniger, von diesen westdeutschen Firmen oder Institutionen, dass der Ostdeutsche gar keine Chance hatte irgendwo mitzureden«. Eine sich bereits hier abzeichnende dominante Körpermetaphorik in Form eines Überkommens, Überstülpens, Vergewaltigt- und Verletztwerdens sowie Ausblutens verweist auf ein bis heute nagen des, ›geschwürartiges‹, wie es später der 58-jährige Altenpfleger Andreas Richter konturiert wird, überindividuelles Ungerechtigkeitserleben und eine als westlich induziert wahrgenommene Verletzung eines DDR-›Kollektivkörpers‹.

Nun scheint es gerade die Beobachtung der Fluchtzuwanderung nach 2015 zu sein, die ein noch immer latent vorhandenes, schlummerndes kollektives Ungerechtigkeitsgefühl von 1990 reaktiviert. Die im Jahr 2015 aufflammende Ablehnung des ›Fremden‹ im Osten Deutschlands, die in der symbolischen Figur des* der Geflüchteten als aufreizende Erscheinung kulminierte, kann demzufolge nicht als von der regionalen Historizität losgelöst verstanden werden. In diesem Sinne avancierten die geflüchteten Menschen seit 2015 für Teile der ostdeutschen Gesellschaft zu einem ›Symptomträger‹ un-

¹ Die große Mehrheit der Menschen Ostdeutschlands schätzte bereits kurz nach 1990 die Verhältnisse in Ostdeutschland als ungerecht ein. So stimmten nach der Einheit (1990) 92 % der befragten Ostdeutschen einer Aussage wie, dass die ›Ostdeutschen‹ noch eine Weile ›Bürger*innen zweiter Klasse‹ bleiben werden, zu (Kollmorgen 2005: 188; siehe auch Montada 1997); ein Gefühl, das bis heute – wenn auch deutlich abgeschwächt – in breiten Bevölkerungsteilen anhält (Kowalcuk 2019: 165). Zu gefühlter kollektiver (Un-)Gerechtigkeit und einem Ost-West-Vergleich vgl. auch Glatzer (2009).

angenehmer und verdrängter Affekte post 1990². Ihre Zuwanderung bzw. Umverteilung nach Sachsen gab den Anlass für den Aufstand gesellschaftlich gewachsener *lokaler Wissensbestände*, die – wenn auch lange Zeit diskursiven Auslassungen unterworfen – noch immer oder wieder schmerzlich erinnert werden und ihren Tribut einfordern. Vorgeblich vergangene Kämpfe zwischen Wiedervereinigungsfreude, Angleichungs- und Demokratisierungswünschen auf der einen Seite und dem entstandenen Ungerechtigkeitsempfinden über die Wiedervereinigungspraktiken und die Entwertung eigener Berufsbiografien auf der anderen Seite wurden sichtbar und präsentieren sich gegenwärtig in neuer und doch auch altbekannter Form.

Das lokale Wissen der Menschen Ostdeutschlands³, das hier nach einem Gehörtwerden drängt, schließe ich an Foucaults »Wissen der Leute« (Foucault 2016: 22) bzw. an seine Ausarbeitungen zum »unterworfene[n] Wissen« (ebd.: 21) an. Dieses Wissen verweist auf ein »unzureichend ausgearbeitetes« und »abgewertete[s]«, »disqualifizierte[s]« Wissen, das »am unteren Ende der [Wissens-]Hierarchie« angesiedelt wurde, »unterhalb des verlangten Kenntnisstandes« (ebd.). Ein solches Wissen, das hier wesentlich

-
- 2 Wohl wissend, dass die deutsche Wiedervereinigung mit der friedlichen Revolution seit 1989 im Entstehen begriffen war und auch nach 1990 keinen absoluten Abschluss gefunden hatte, verwen-de ich nachfolgend das Jahr 1990 als Jahr des offiziellen Beitriffs der DDR zur BRD am 3. Oktober 1990, um die Zäsur zu markieren, die die Lebenswirklichkeiten meiner Gesprächspartner*innen ganz wesentlich beeinflusst/e.
 - 3 Mit Begriffsverwendungen wie ›Ostdeutsche‹ oder ›Ossis‹, die selbstverständlich keine homogene – vielmehr in sich heterogene, zersplitterte (vgl. Spivak 2008: 49) – Gruppe darstellen, soll keine Fortschreibung alter Ost-West-Dichotomie beabsichtigt, doch aber auf einen gemeinsamen Erfahrungsraum verwiesen sein, in dem wiederum ganz unterschiedliche und auch gegensätzliche Erfahrungen und Prägungen ihren Platz haben, die über Geburt und Sozialisation in der DDR hinausgehen. Es handelt sich im Rahmen dieser Arbeit um Menschen, die in der DDR und ihren Systembedingungen aufgewachsen (bzw. um deren Nachkommen, denn bei den nach 1990 Geborenen hört das ›Ostdeutschsein‹ oder besser die ›DDR/Ost-Sozialisation‹ nicht einfach auf), die den Erfahrungsraum begrenzen und ermöglichen, die geliebte und verhasste, aber eben auch kaum entrinnbare, soziale Positionen konstruieren (Kowalcuk 2019: 86–87, siehe auch Vogel/Zajak 2020). Die sich in den Nachwendejahren (medial) verfestigte diskursive Konstruktion der Ostdeutschen war demnach nicht nur ein Produkt westlicher Repräsentation: »In der DDR gelernt, konnten es viele [Ostdeutsche] auch nach 1990 nicht ablegen, von ›wir‹ statt von ›ich‹ zu reden. Das Individuum sollte im Kollektiv aufgehen, auch sprachlich« (Kowalcuk 2019: 87). Die Termini ›Ostdeutsche‹ und ›Ossi‹ stellen darüber hinaus identitätsstiftende Selbstbezeichnungen der Sprecher*innen dar. Gleichermaßen sind sie aber auch asymmetrische Selbst- und Fremdzuschreibungen, wobei ›Ossi‹ einerseits »die Rolle des ›markierten‹ Begriffes übernimmt« (Pates 2013: 9), andererseits aber auch die Signifikate »empathisch, gesellig, sozial eingestellt, fleißig« (Bojenko-Izdebska 2013: 194) als positive Selbstrepräsentationen enthält. »›Ostdeutsch‹ ist eine Herkunft, ein sozialer Ort, eine Erfahrung, für manche sogar ›Heimat‹. Es stellt eine Abgrenzung dar, die ausgrenzt« (Kowalcuk 2019: 90). Es sind diese Selbstzuschreibungen – dem dominanten Diskurs entgegen gerichtet – die hier vorrangig zu gewichten sind, wenn von ›Ossis‹ oder ›Ostdeutschen‹ die Rede ist. Dieser gesellschaftspolitische und auch solidarische ›Code‹ transportiert vor allem eine Kernaussage: ›Ich teile Deine Erfahrungen des ›Andersseins‹ – in vielen Fällen. Ich teile auch Deine Erfahrung von Ausschluss und Scham. Ich kenne Deine Gefühle der Kränkung, Verunsicherung und Wut. Deine Fragen sind mir bekannt, Deine Anekdoten und Emotionen bestätigen mich.‹« (Foroutan/Kubiak 2018: 101).

aus dem Transformationsprozess erwachsen ist, prägt bis heute die Praktiken der Menschen nachhaltig und wird im Osten Deutschlands als ein überindividuelles »disqualifizierte[s] Wissen« (ebd.) empfunden. Als *lokales Wissen* stellt es keineswegs ein Wissen dar, das im hegemonialen Diskurs fest verankert ist. Bei der ostdeutschen Perspektive, die sich im gesamtdeutschen Diskurs als randständig und ungehört versteht, handelt es sich, wie Foucault beschreibt, um ein »Spezialwissen, ein lokales, regionales, differenzielles Wissen [...], das sich nicht in Einstimmigkeit überführen lässt«, das »man auf bestimmte Weise brachliegen ließ, wenn man sie [die lokalen Wissen, M. R.] nicht sowieso und ausdrücklich abseits gehalten hat« (ebd.: 22).

Die geführten Gespräche interpretiere ich als positionierte Wissenschaftlerin, die selbst in und mit diesem »Wissen der Leute« (Foucault 2016: 22) sozialisiert wurde. Meine eigene »Geschichtsschreibung« begann im Jahr 1990 in Görlitz und war und ist bis heute von den Erinnerungspraktiken vieler Menschen mit DDR-Sozialisation – einem kollektiven Gedächtnis – begleitet und geprägt.

In der nachfolgenden kritischen Interpretation der lokalen Erinnerungen, die ein »historisches Wissen der Kämpfe« (ebd.: 23) anzeigen, wird kein Kampf »für die Wahrheit«, sondern »um den Status der Wahrheit« (Foucault 1978b: 53) ausgetragen; »Wahrheitswirkungen im Innern von Diskursen [...] [sind] in sich weder wahr noch falsch« (ebd.: 34). Mit Wahrheit ist demnach nicht ein »Ensemble der wahren Dinge« (ebd.: 53) gemeint, sondern wie sich ein Narrativ der Realität als normativ etablieren konnte, »»das Ensemble der Regeln, nach denen das Wahre vom Falschen geschieden und das Wahre mit spezifischen Machtwirkungen ausgestattet wird« (ebd.).⁴

Möglicherweise werden sich viele Menschen aus Ostdeutschland auf den nachfolgenden Seiten nicht wiedererkennen. Gleichermaßen mag auf viele »Westdeutsche« in ihrer narrativen Repräsentation zutreffen. Nichtsdestoweniger wurden mir die hier analysierten Verstrickungen und Narrative, die für die Sprecher*innen Wirklichkeit abbilden, zugeschrieben. Im Sinne des Forschungsinteresses fordern sie ein Hinsehen ein; sie werden dem Unbehagen zur Zusammenarbeit mit migrantischen – hier primär geflüchteten – Pflegekräften eine erste Verstehensperspektive anbieten.

Die sich nachfolgend entfaltende »ostdeutsche Perspektive« beinhaltet also eine Positionierung jener Ostdeutschen, die ihre Primär- und Sekundärsozialisation in der DDR durchlaufen haben und die sich mit den angenommenen Formen der Wiedervereinigung, insbesondere hinsichtlich ihrer beruflichen *Arbeiter*innen-Perspektive* und Deklassierungserfahrungen bzw. -ängsten, bis heute benachteiligt fühlen und nicht – oder nicht vollumfänglich – ausgesöhnt haben. Es handelt sich um Lebenswirklichkeiten von Menschen, die sich nach der Wende fundamental neu und individuell folgenreich am Arbeitsmarkt positionieren mussten (mit einem subjektiv über viele Jahre nicht zufriedenstellenden Ausgang), um Lebenswirklichkeiten, die von den Fährnissen des kapitalisierten Arbeitsmarktes – andauernden Arbeitslosigkeitsphasen

⁴ Wiederkehrende Hinweise meiner Gesprächspartner*innen darauf, dass ein Schreiben über ihr Ungerechtigkeitserleben bei der »westdeutschen« Bevölkerung auf »taube Ohren« stoßen und mich als Forschende a priori diskreditieren werde, sind bemerkenswert. Sie zeigen eine bereits manifest passive und disqualifizierte Position des »Nicht-gehört-Seins« und des »Sich-als-nicht-gehört-Empfindens« im gesellschaftspolitischen Diskurs an.

oder -ängsten – geprägt waren und sind sowie um Lebenswirklichkeiten, in denen politisches Engagement kaum eine Rolle spielte. So wird vor dem Hintergrund dieser Lebenswirklichkeiten zu erfahren sein, dass den ablehnenden Reaktionen des ›Ostens‹ auf die Zuwanderungsbewegungen – die auch in Schulterschlüssen mit und Instrumentalisierungen durch die AfD sowie in Protestmärschen gipfel/te/n – und damit der Dynamik von Erinnerungen gerade nicht mit Tabuisierungen und Be-Schweigungen beizukommen ist. »[E]ine traumatische Vergangenheit, die nicht erinnert wird, fängt an zu spuken«, bemerkt die Gedächtnisforscherin Aleida Assmann (2018: 249).

Aus der Perspektive der Gedächtnisforschung sind Erinnerungen ebenso nicht mit der ›Wahrheit‹ gleichzusetzen (Assmann 2018: 136). Subjektive Erlebnisse benötigen kein dokumentarisches Anführen von Beweisen, sie sind unmittelbar evident und authentisch (ebd.).⁵ Die *Wahrheit* von Erinnerungen hat – und da verbinden sich die Foucault'schen Perspektiven über das »Wissen der Leute« (Foucault 2016: 22) mit denen der Gedächtnisforschung – nicht nur eine psychologische, sondern vor allem eine soziale Facette. Die Annahme von Erinnerungen als ›wahr‹ ist nicht zuletzt davon abhängig, inwiefern diese in einer bestimmten Gesellschaft, in einem »öffentlichen Kommunikationsraum mitteilbar und akzeptabel sind« (Assmann 2018: 162). Im bereits angekündigten und so wahrgenommenen *disqualifizierten Wissen* der Sprecher*innen schlummert also eine »Erinnerung an Schlachten [...], die man bislang außen vor gelassen« (Foucault 2016: 22) hat; eine Erinnerung, die nicht ausreichend Beachtung erhielt. Dieser »Wiederentdeckung der Kämpfe«, der »verschwommene[n] Erinnerung an Schlachten« soll nun Raum gegeben werden (ebd.: 22) – gegen die »Tyrannie der übergreifenden Diskurse« (ebd.: 23).

Auf den nachfolgenden Seiten werde ich diesen verwobenen Diskurszusammenhang nachzeichnen und der Frage nachgehen, warum die Wiedervereinigungspraktiken und das Nachwendeerleben post 2015 wieder verstärkt ins Gedächtnis streben und artikuliert werden möchten, wenn die kontemporäre Zusammenarbeit mit *geflüchteten Menschen* thematisiert wird. Dieser Nexus zwischen biografischer, erinnerter – präsponsorierte – Erfahrung und Zuwanderungsgeschehen wird eine historische Verstehensperspektive für heutiges Unbehagen und (alltags-)rassistischen Ausschluss gegenüber Menschen mit *Fluchterfahrung* eröffnen. Eine Perspektive, die in der Historizität der Region – sowohl der Wiedervereinigung und ihren Entwicklungslinien als auch einem Leben unter dem SED-Regime – verwurzelt ist und die die Wirkmächtigkeit historischer Pfade in

5 Zudem werden im Rückblick auf das eigene Leben Erfahrungen unter Einbezug der Erfordernisse der Gegenwart umgedeutet und in neue Zusammenhänge gebracht. Auf diese Weise stützen Erinnerungen das Selbstbild (Assmann 2018: 136). Bereits Maurice Halbwachs betonte die Wirkmächtigkeit sozialer und politischer Gedächtnisformationen, die immer dann am Werk sind, wenn sich kollektive homogene Deutungsmuster als normativer Rahmen über individuelle heterogene Erinnerungen legen (Halbwachs 1985: 158–162). Erinnerungen (re-)konstruieren Menschen also in der Gegenwart immer auch unter gesellschaftlichem Druck. Der Mensch passt seine erinnerte Vergangenheit an aktuelle Bedingungen, Bedürfnisse und Wünsche an, »und [lässt] dabei gerade so viel von ihr zu [...], wie man gebrauchen oder ertragen kann« (Assmann 2018: 175, Hervh. im Orig.). Die Vergangenheit existiert im Moment der Vergegenwärtigung, ausgerichtet an die aktuelle Situation; sie bildet keine Essenz (ebd.: 158–159).

Systemtransformationen veranschaulicht. So wird der Versuch unternommen, abzubilden, wie die Gegenwart historisch geworden ist, ohne den Anspruch verfolgen zu können, komplexe Geschichte abzubilden.⁶ Es wird im Verlauf der Arbeit nachzuvollziehen sein, dass »uneingelöste Zukunftshoffnungen aus vergangenen Zeiten plötzlich und unerwartet handlungsleitend und geschichtsmächtig werden können« (Welzer 2001: 12).

Um mich nun dem Wissen der DDR-sozialisierten Sprecher*innen zu nähern, möchte ich meine Aufmerksamkeit zunächst darauf lenken, woran sich die Menschen genau erinnern und was sie bewegt, wenn sie von Ungerechtigkeiten, ihren »Demütigungen und Kränkungen« (Köpping 2018: 16) in Verbindung mit der Wiedervereinigung sprechen. Um die Sprache von Doris Jung zu bemühen, werde ich mich nun dem zuwenden, »was die Menschen in ihrer Wut und dem Hass alles drin haben«.

4.1 »VERSPROCHEN«

Hoffnungen auf ›blühende Landschaften‹

Also erstens mal, stell dir vor, es ist das Jahr 1989, der Zaun geht auf und auf einmal kannst du dir alles kaufen, kannst überall hinreisen, du kannst jedem Politiker sagen, dass er ein Arschloch ist. Das sind ja alles Sachen gewesen, die für uns [aus der ehemaligen DDR] fremd waren (Pause) und eigentlich kannst du gar nichts von dem. Eigentlich. Und weißt du, warum? Das haben aber die Leute zu spät erkannt, das Geld hat gefehlt. Die Leute konnten nie dort, die konnten zwar mal rüberfahren, die sind mal nach München gefahren, die sind auch mal nach Dänemark, aber diese große Freiheit, Amerika, das konnten sie sich dann doch nie alle leisten, oder nur ganz wenige. [...] Oder, dass der Ossi dann auch die Schulbank gedrückt hat und gesagt hat: »Ich kann jetzt hier auch die Firma übernehmen.« Da haben die Wessis gesagt: »Nööö«, da haben sie lieber den Schwager aus dem Westen rangekarrt, der die Führungsposition eingenommen hat. (Pause) Des Weiteren haben sie viele, viele Unternehmen hier als Zweigstellen aufgemacht und die Treuhand ist, sagen wir mal, der Haupttäter an der ganzen Geschichte. Und das bedeutet natürlich im Klartext, dann wenn Leute abgebaut werden mussten, dann haben sie erst mal die im Osten rausgewippt, weil Zweigstelle geschlossen, Hauptwerk in Ulm, München, Stuttgart lief es ja weiter. Bedeutet, dass die Wessis schon damals, sagen wir mal, eigentlich nie wirklich einen Bezug zu uns hatten. Denen war es, auf Deutsch gesagt, scheißegal. [...] [D]as war nie die deutsch-deutsche Freundschaft oder die Bruderschaft,

6 Im Rahmen dieses Kapitels werden selbstverständlich keine abschließenden Verstehensperspektiven für als rassistisch zu bewertende Tendenzen im Kontext ›Ostdeutschland‹ entwickelt. Nicht nur »[i]n Ostdeutschland wirken Traditionen und Diskurse fort, die nie gebrochen wurden, durch keine Aufarbeitung der Vergangenheit, und die vor allem länger wirken als erst seit 1949 oder gar erst seit 1990« (Kowalcuk 2019: 223). Inwieweit Faschismus, Antisemitismus und national(sozial)istisches, illiberales Gedankengut im DDR-Staat (nicht) aufgearbeitet wurden – die mit ihnen ebenso bedeutsame Aspekte zum Verstehen des Phänomens eines verstärkten Ausschlusses beitragen –, wird hier nicht beantwortet (hierzu vgl. z.B. Waibel 2014; Langer 1991; Langner 2020; Springer 2017). Eine Analyse sämtlicher Diskursräume, in denen Gesellschaften bis heute gefangen sind, kann im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden. Vielmehr zeichne ich nachfolgend – ausgehend vom Phänomen der Wende-Erinnerung – relevante Argumentationsstränge nach, die Ablehnung und Ausschluss geflüchteter Menschen in der vorgefundenen Situation besser verstehen helfen.